

# Osttiroler Heimatablätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

22. Jahrgang

1954, 30. Dezember 1954

Nummer 12

Ein großes Deckenfresko in perspektivischer Untenansicht war stets eine gefürchtete Aufgabe, bei der sich die künstlerischen und technischen Schwierigkeiten häufen, und darum oftmals die Sache von Spezialisten, welche diese Kunst — wenn man so sagen darf — als Wandgerichte betrieben. Deshalb zogen schon im 17. Jahrhundert Pietro da Cortona durch Unter- und Mittelitalien, Andrea Pozzo durch Oberitalien und Österreich, den Rekord an Weitenwirkung aber hält der venezianische Meister Giovanni Battista Tiepolo, dessen Werke vom Dreieck Madrid, Venedig, Würzburg umschlossen werden.

Weite deutsche Gebiete haben nie einen Meister dieses Faches ihr Eigen genannt, obwohl überall Aufträge vorgelegen wären. Und da errangen sich nun die Tiroler, wenn schon kein Michelangelo, doch eine deutliche Vormachtstellung in diesem Gebiete und konnten sich selbst in Kulturmittelpunkten durchsetzen, wo sie die einheimischen Künstler an Geist und Geschicklichkeit gewiß nicht übertrafen. Ihnen war eine große Solidität und Verlässlichkeit eigen, und schon darum waren sie beliebt. Wirkens hatten schon im 17. Jahrhundert in der Bildhauerkunst die Obermaler eine starke Fernwirkung: Ignaz Weibel arbeitete in Burghelm, Andreas Eichmann in Obermarchtal, Andreas Kölle in Donauwörth, später Johann Schnegg in Bahrenst. Im 18. Jahrhundert wurden der Tiroler, die im Ausland künstlerische Vorarbeiten errieten, immer mehr: Jakob Unterberger, Johann Holzner, Johann Georg Klager, später dann Josef Anton Koch in Rom, Veit Klinger aus Serlen in Graz, und am allermeisten eben Martin Knoller. Sie haben in ihrer Art den Namen ihres Heimatlandes Tirol ebenso bekannt gemacht wie die Handschuh- und Deckenhändler von dazumal. Es gehen übrigens ja beide Erscheinungen auf die gleiche Ursache zurück. Man braucht bloß zu beachten, wie wenig

## Martin Knoller — zum 150. Todestag

Von Dr. Heinrich Wasthler



Deckenfresko in Lucas von Martin Knoller

Foto: H. Wasthler

Städter unter den Künstlern sich finden (da wären höchstens zu nennen die Moll aus Innsbruck, oder die Pichler aus Brigen, die Gemmenschneider in Rom). Alle andern genannten Meister stammten aus hochgelegenen und an Bodenertrag armen Gegenden. Man könnte sich hier auch erinnern einerseits an die Bregenzertwälder Architektenschule, andererseits an die vielen Osttiroler Bildhauer, die in Wien, besonders an der Doro-

the, beschäftigt waren, z. B. Josef Gasser aus Prägeraten, Dominikus Stadler aus Birgen, Matthäus Oberegget aus Gaimberg, Jakob Silber aus Wirt, Karl Guetsch aus Mittelsdorf. Die künstlerische Beschäftigung war eine Art Notstandsaktion, ähnlich wie das Schutzen in Gröden oder das Klöppeln in Prentau. Dem entspricht auch der Umstand, daß in Tirol selber trotz vieler Aufträge nur wenige Ausländer be-

schäftigt wurden, etwa die Wam, die beiden Augsburger Glöndler und Bergmiller, der Wiener Josef Adam Mösl (Sillian,ienz), Josef F. Krollner (Spitalkirche inienz) und einige Weissobruamer Stuckateure.

Auch Martin Knoller stammte aus einem hochgelegenen Gebiet mit geringem Nahrungsstoffraum, aus Stenach am Tiener. Er ist dort am 8. November 1725 geboren. Sein Vater Franz war ein Kleinbauer und zugleich Maler und hatte eine große Familie zu ernähren. Auch von Knoller gibt es, wie von Paul Troger, jene betöglischen Legenden von frühen Versuchen, großer Lust zur Malerei, von den Hindernissen dabei und der Entdeckung durch einen reisenden Maler. In einer kurzen Skizze seines Lebens gibt aber Knoller selbst nur an, daß sein Vater ihm die ersten Fingerzeige im Zeichnen gegeben habe, daß er dann nach Innsbruck, dann nach Salzburg und schließlich nach Wien gekommen sei. Knoller war dort in der Akademie der Schüler Paul Trogers und erhielt in den Jahren 1752 und 1753 je eine Belohnung wegen seines guten Fortschrittes in der Zeichenkunst und Malerei.

Troger arbeitete seit 1748 an den Fresken im Dom zu Trizen, mit den Gehilfen Georg Unruhe aus Innsau, seinem Neffen Georg Troger aus Welsberg, Franz Solter aus Gufibau. 1749 kam dazu der Wiener Johann Hauglger und im folgenden Jahr ein anderer Geselle, dessen Name in den Akten nicht genannt wird. Es war dies aber wahrscheinlich unser Knoller, denn so erklärten sich am leichtesten die deutlichen Einflüsse der Trizner Fresken auf sein Erstlingswerk.

Im Jahre 1753 kehrte Knoller, nunmehr achtundzwanzigjährig, ausgerüstet mit allen nötigen Kenntnissen und voll froher Unternehmungslust, in die Heimat zurück. Schon im nächsten Sommer entstand seine erste große, schöne Freskenfolge, die zu besichtigen Osttirol sich rühmen darf. In Urmas, der bedeutenden Pfarzgemeinde, die einst den Bischöfen von Trizen als Sommeraufenthalt gedient hatte, war die alte romanische Kirche, ein Nachbild der Trizner Taufkapelle, längst nicht mehr groß genug, und der Pfarrer Peter Schrafft aus Sillian, der von 1738 bis 1762 die Pfarre betreute, hatte durch den bekannten geistlichen Baumeister Franz de Paula Benz eine neue Kirche bauen lassen, einen schönen, weiten Raum. Der mit den beiden querstreifenartigen Kuppeln der Kirche in Neberdhal ähnlich sieht. Der Grundstein war 1753 gelegt worden, der Bau bis 1755 beendet, die Weihe aber erfolgte erst 1762. Für die Bemalung erhielt der junge Meister 429 Gulden, das macht zwar nur ein Zwanzigstel von dem, was das Trizner Domkapitel an Paul Troger zahlen mußte,

aber es sollte schon auch für Knoller die Zeit der flürstlichen Honorare kommen! Er malte eine große Wolkenglorie mit dem Kirchenpatron St. Stefanus, in einem Medallion die Auffindung der Gebeine des hl. Stefanus, und im Chor die Anbetung des hl. Sacramentes in Wolken mit Engeln. Gewiß schrieb der Künstler mit Selbstgefühl sein „Martinus Knoller pingit 1754, darunter hin.

Wir können heute noch vollauf bestätigen, daß er sich mit keinem Jugendelster seiner Aufgabe getöndert hat. Schon die Schmelzigkeit — bei solchem Entwurf und durchaus verlässlicher Technik — ist der Anerkennung wert. Besonders sind es aber die künstlerischen Eigenschaften, woenigleich er — was menschlich zu begreifen — wohl noch recht auf die Worte seines Mei-

stern eine solche Anzahl von schwebenden, verkürzten Engeln verstreut hat. Das Gewöll ist nicht kleiner, aber leerer geworden; hierin wie in der deutlicher Bezeichnung der Heiligen bemerken wir gegenüber Troger einen Unterschied, der vielleicht nicht nur in dem ausgesprochenen Willen der Auftraggeber begründet ist, sondern auch in dem von fern geahnten Klassizismus, der das Leere dem Vollen, das Verständig-Deutliche dem Phantastisch-Bleibenden vorzuziehen wird.

Die Anbetung des Allerheiligsten, wie sie hier der junge Künstler im Presbyterium schuf, hat im tirolischen Spätbarock ganz besonders gefallen und ist bis tief ins 19. Jahrhundert immer wieder an derselben Stelle gebracht worden. Ebenso trifft man in Osttirol oftmals an den Weiskreuzen die Brustfiguren der Apostel, wie Knoller sie hier gemalt hat. Die Auffindung der Reste des hl. Stefanus in der Kartusche über der Orgelempore mit dem instruktionsvollen Hintergrund aus Felsen, Bäumen und Obelisken ist eine besonders schöne, pathetische Erfindung, die in der Hauptgruppe beinahe mehr an Glöndler als an Troger zu erinnern scheint.

Die Figuren sind immer scharf umrissen, die Köpfe rundlich, nicht ein feines Oval, der Ausbruch manchmal etwas herb. Das Kolorit ist braungrau, daraus leuchten starke Lokalfarben hervor.

Die Fassadenmalereien, die Mattmorkpflaster, die Fensterumrahmungen und die große Kartusche mit der Glorie des hl. Stefanus haben den Vorzug, daß sie der Restaurierung entgangen sind. Vielleicht haben hier Gehilfen mitgearbeitet — solche muß der Meister bei dem großen Werk natürlich gehabt haben. Jedenfalls erhielt Knoller dafür fünfzig Gulden, das macht den achten Teil des Betrages für die ganze Kirchenrestaurierung aus. Derselbe Jahre später erhielt er für ein Altarblatt in Niederdorf mehr als damals für die gesamte Arbeit in Urmas!

Selber hat der Kirchenmaler Ludwig Sturm die Fresken bei einer sogenannten Restaurierung im Jahre 1914 bedauerlich zugestrichelt und durch pietätlose Uebermalungen schwer geschädigt. Die Arbeit wurde — wenn auch zu spät — von der Wiener Zentralkommission für Kunst und historische Denkmale abgelehnt und der damalige Pfarrer, der höchst verehrungswürdige Dr. Eduard Stemberger, erhielt einen scharfen Verweis. Hätte noch der Thronfolger Franz Ferdinand gelebt, der sich bei seinen sommerlichen Aufenthalten im Duxertal auf dem Gebiet der Kunst so sehr — und manchmal diktorisch — betätigte, so wäre es daran glimpflich nicht abgegangen. So aber konnte es geschehen, daß bei einer Klosterkonferenz, die im Sommer 1915 im Menzer Dekanate-



sterns Troger schwor. Dieser hatte im Trizner Dom alle plastische Stukkatur vermieden und diese mit seiner Malerei virtuos imitiert. Knoller tat in Urmas dasselbe. Plastisch gemalte Voluten und Konsolen, die in Schnecken endigen, scheinen das Gewöll zu tragen. Die Palmzweige, Muscheln und Blumenvasen lassen große Flächen frei, der üppige Reichtum des Hochbarock, in dem die früheren Meister: Schor, Waldmann, Wam und Glöndler schwebten, ist nunmehr bereits vorüber. Ein Wulst, unwunden mit Blättern, fast das Mittelbild ein. Dieses ist mit Gewöll erfüllt, das dunkel, braunig-braun sich weit ins Schiff herabzusenken scheint. In den Höhenregionen leuchtet es sich zu einer strahlenden Glorie. Von unten bis oben sitzen auf Wolkensäulen Heilige, von denen, nach Trogers Manier, viele mit der ganzen Figur sichtbar werden, viele nur mit dem Oberkörper. Die meisten sind durch Attribute kenntlich gemacht, so Nothburga, Florian, Johann von Nepomuk, natürlich der hl. Stefanus in der ehrenvollen Mitte, darüber Johannes der Täufer, die Mutter Gottes, Christus, Gott Vater und der Heilige Geist. Trogers „Anbetung des Lammes“ ist der unerkennbare Ausgangspunkt, nur ist hier nicht wie in

widern stattfand, sogar eine geharnischte Protestresolution verfaßt wurde, die das Brigier Ordinariat an die Wiener Zentralkommission hätte weiterleiten sollen. Deren Kunstpflege empfanden gewisse Kreise damals als Kirchenfeindschaft! So weit irte nicht nur der einseitige Neugotiker Franz Untergasser, der damals in der Lomaburg im Ruhestande lebte, sondern auch so ausgezeichnete Männer wie der in allem Wissen vertiefte Dekan Gottfried Stemberger und sein Bruder Eduard. Die pseudoromanische Einstellung für die Gotik und gegen den Barockstil steckte eben damals der älteren Generation noch tief im Blute!

Staffler berichtet in seiner „Topographie“, Knoller habe später den Antragsern angeboten, er wolle die Fresken unentgeltlich neu malen, da er sich ihrer schäme; die Gemeinde aber habe das Anerbieten zurückgewiesen mit der ehrenvollen Begründung, man schäme sich glücklich, des gerühmten Meisters Erstlingswerk zu besitzen. Dies ist aber wohl auch nur eine der typischen Künstlerlegenden. Doch mag der Meister tatsächlich später die frühen Sachen im geheimen gekügelgeschägt haben, ähnlich wie gerade zur gleichen Zeit Schiller und Goethe auf der Höhe ihres klassischen Ruhmes die „Räuber“ und den „Götz“ verachteten, oder wie später der alte Ignaz Milterer von seinen „Tugendstünden“ zu sprechen pflegte; halb scherzend, halb mit aufrichtigem Bedauern.

Denn wie sich bald nach der Mitte des 18. Jahrhunderts alle Welt vom Barock ab und einem neuen Weltgefühl, dem empfindsam-klassischen, zuwandte, so erging es auch Knoller. Im Jahre 1755 kam er nach Rom — es hatte ihm wohl das Unrats Honorar die Wege geebnet. Gerade hatten in der Ewigen Stadt der jähliche Maler Raphael Mengs und der norddeutsche Archäologe Johann Joachim Winckelmann den Kampf eröffnet gegen „das freche Feuer der Moderne“ — da meinten sie das Rokoko — und für „die edle Einfachheit und die stille Größe“ des Griechentums. Es sind dies gerade die Jahre, in denen man allüberall mit atemloser Spannung von den wunderbaren Funden in Rom hörte.

Erstauswärtig, daß es dem Tiroler Künstler schon so bald gelang, mit diesem berühmten germanischen Paar in Verbindung zu treten; jedenfalls aber war das der Fall, und es sind freundliche Briefe erhalten, die Winckelmann an Knoller gerichtet hat. Knoller selbst schreibt, daß er sich in Rom „von seiner bis dahin erträumten Kunstgröße mit Riesengewalt herabgeschmettert fühlte.“ In seinem Schaffen machen sich nun neben der Trogerischen Schule die Ideale der beiden Herren bemerkbar; denen die Mengsische Kunst huldigte: Antonio Mengi, genannt Correggio und Rafael Sanzio; hatte doch der Vater

des Malers Mengs, der Maler Somael Mengs, gerade deshalb seinem Sohn schon bei der Taufe diese zwei Namen: Anton. Raphael ins Leben mitgegeben!

Im Jahre 1758 reisten Winckelmann, Mengs und Knoller nach Neapel. Unser Künstler machte dort einen wahren Glanztreffer, indem er mit dem öherr. Botschafter, dem Grafen Karl von Firmian, bekannt wurde und ihn zum Göttergewinn. Vereins im selben Jahr schickte Firmian den Maler nach Mailand voraus, einen Palast auszumalen, da er als Statthalter dorthin versetzt worden war. Knollers Deckenfresken im Palazzo Vigoni-Firmian lassen Correggio deutlich durchklingen. Knoller führt aber seine Ausbildung noch nicht abgeschlossen. Von 1760 an lebte er wieder in Rom, bis ihn 1766 die Heimat rief, in Volders die Servitenkirche auszufirmen. Der figurenreiche Todpreis des hl. Karl Borromäus ist ein Kulminationspunkt seines Lebens, und doch wieder nur ein Vorgipfel, verglichen mit den herrlichsten Leistungen, der Himmelfahrt Mariens in Etal und den beiden Kuppelstücken der von Balthasar Neumann erbauten Benediktinerkirche zu Neresheim in Schwaben, dem Hauptwerk des süddeutschen Barocks. Georg Dehio sagt: „Raum weniger bedeutend (als die Leistung des Architekten) ist die Leistung Knollers, des Malers. Der letzte Barockmeister (sah uns noch einmal erweisen, welche Summe von Kunst und Wissen in der Kuppelmalerei von Correggio an aufgehäuft war“.

Neben diesem Meistwerk malte Knoller um die gleiche Zeit in abwechselnder Arbeit, auf der Höhe der Manneskraft und des Ruhmes, das Deckenbild in der Bürgerst.-kirche zu München, eine 32 Meier lange Komposition mit der Himmelfahrt Mariens, und die Deckenbilder in der Stiftskirche zu Gries bei Bozen. Wäre man es nicht genau, so würde man schwer glauben, daß der Jubelrausch des Himmelgeißeltes in Neresheim zur gleichen Zeit entstand wie die ideal-einfache, fast etwas leere „Verherrlichung des hl. Augustinus“ in Gries. Wir dürfen vielleicht sagen, daß Knoller vor allem ein hohes Gefühl für den Raum sein Eigen nannte und daß er deshalb für Neumanns unerhöhte Raumphantasie, und für Sartoris etwas simpel-schwere Architektur in Gries sozusagen zwei verschiedene Stille bereithielt.

Nachdem die Aufträge für Deckengemälde in der Zeit des nahenden Klassizismus noch so reichlich zu haben gewesen wären wie früher, hätten doch die abnehmenden Körperkräfte den alternierenden Meister gezwungen, sich mehr der Staffelei zu widmen. Mit der kostbaren Gabe von drei erlebten Altarbildern erinnerte er sich seiner Heimat Steirisch. Die Altarblätter in der Meraner und

der Niederdorfer Pfarrkirche und die in der Stiftskirche zu Gries stammen aus den letzten Lebensjahrzehnten. Man findet inneres Pathos im Kleid einer beruhigten Komposition, und eine dunkle Tiefe des Kolorits, die den Verfasser immer besonders anzog bei dem Blatte „Der Tod des hl. Josef“ in Niederdorf; das sonst gewiß nicht zu den wichtigsten gehört. Die viel kostbarere „Selbstigung des hl. Stefanus“ ebendort wurde leider ein Opfer des ersten Weltkrieges, und zwar, wie es manchmal geht, gerade durch die Vergung. Der Restaurator Dr. Garber ließ das Bild abnehmen und um einen Baumstamm rollen. In der Elle — man fürchtete die Beschädigung von Niederdorf durch die Italiener — hatte man sich nicht genügend überzeugen können, ob das Holz trocken sei. Das war leider nicht der Fall. Der Verfasser hat selber die grünlich abgebröckelte Farbe und die verfallene Seitenwand des Meisterwerkes mit Schmerzen gesehen.

In unserer Heimat war Knollers Schüler Schöpf dazu berufen, den klassisch eingestellten Spätbarock weiterzuführen, und Schöpf wird, wenn man einmal die Fresken in St. Johann in Rhen und anderwärts ernsthaft betrachtet, größer dastehen als heutzutage. Knoller dagegen hatte längst in Mailand höchst ehrenvoll Fuß gefaßt. Im Jahre 1793 wurde er Professor der Malkunst an der Nationalakademie der Schönen Künste dortselbst. Auch hat er in Mailand noch viele Werke, besonders allegorische Deckenbilder, gemalt. Er war als Mensch liebenswert, gesellig und wohlgelesen. Darum wurde auch in der Ferne sein Tod tief betrauert. Dieser erfolgte am 24. Juli 1804, ein halbes Jahr nach dem Hinscheiden Immanuel Kants, ein Jahr nach dem Klopstocks, die beide ein Jahr vor Knoller auf die Welt gekommen waren.

Es haben Knollers spätere Werke etwas gemeinsam mit Klopstocks Oden, oder auch mit Mozarts „Zauberflöte“: der jubelreiche Barock wendet sich der melancholisch-ihnen Empfindsamkeit zu.

Sammelt die

## Osttiroler Heimatblätter!

Erst der lückenlos geschlossene  
Jahrgang läßt ihren Wert als  
Osttiroler Heimatkunde in  
Erscheinung treten.

# Betrachtungen eines alten Soldaten über die Burgen in der Gegend von Mattrei

3. Teil

Don J. P. Wolsegger, Birnbaumer in Mattrei

Am alten Pallas, dem hohen Wohngebäude, das den Rittersaal enthält, ist außen an der Nordwestseite ein großes Stück - offenbar späteren - Verputzes heruntergefallen. So wurde sichtbar, daß dort die Bausteine teilweise im sogenannten Fischgrätenmuster geschichtet sind. Mit solchem Fischgrätenmuster pflegte man in der römischen, gotischen, langobardischen und Karolingerzeit die Wände zu zieren. Sehr gut sieht man diese Verzierung an der alten karolingischen Kaiserpfalz in Karnburg bei Maria Saal, wo die Steine sorgfältigst geschichtet und die Fugen mit rotem Mörtel ausgefüllt sind, was sehr schön ausseht. Das Fischgrätenmuster in Weihenstein ist allerdings recht primitiv ausgeführt und könnte auch aus einer etwas späteren Zeit stammen, da erfahrungsgemäß in den entlegenen Bergtälern die jetzige Steinart nachzuhalten pflegte. Anmerken aber ist aus diesem und zahlreichen anderen Anzeichen das hohe Alter der Burg nicht anzuzweifeln. Die alte Burgtabelle habe ich als Kind noch gesehen. Sie war damals bereits ausgekratzt und wurde als Keller benützt. Ein Kind hat natürlich für damalige Altertümer wenig Verständnis und Erinnerung. Aber ich weiß noch, daß mich mein Vater auf die übermäßige Höhe der Kapelle und die Fresken, die die Wände schmückten, aufmerksam machte und daß er meinte, unter der Kapelle dürfe wohl die Gruft der früheren Burgherren liegen. Leider ist die Kapellenanlage durch den Umbau ganz verschwunden. Sie wird wohl so ähnlich gewesen sein, wie die heute noch bestehende auf Schloß Brack bei Wien.

Erhalten ist auf Weihenstein nur noch ein Kapellenfenster. Es ist typisch romanisch und stammt aus der Zeit um 1200. Ob man aus dem Mauerwerk des achtstündigen Seitzer Turmes Rückschlüsse auf die Zeit seiner Erbauung schließen kann, weiß ich nicht. Das müßte ein Historiker von Fach beurteilen. Jedenfalls aber geht aus allen Anhaltspunkten hervor, daß der Burgbau, wie er dem jetzigen Schlosse zugrundeliegt, rund siebenhundert Jahre alt ist, daß also die Grafen von Lechsgemünd, als sie ihre Herrschaft in Mattrei antraten, den zweifellos auch schon früher besetzt getwesenen Burgfels von Mattrei-Weihenstein mit einer richtigen Grafenburg krönten. Wer auf Weihenstein saß, der beherrschte das Tal und so war denn Weihenstein durch Jahrhunderte hindurch der Sitz der Herrschaft — heute würde man sagen, der Bezirkshauptmannschaft, des Bezirksoberlandes,

des Steueramtes und des Gendarmeriepostens. Dies dauerte solange, als es die unruhigen Zeiten als notwendig erschienen ließen, daß die Wohnungen der Grundherren und ihre Amtsstuben in festen Burgen untergebracht sein mußten, selbst wenn solche Burgen etwas abseits gelegen und als Amts- und Wohnsitz nicht sehr bequem waren. Als dann ruhigere Zeiten kamen und es in Mattrei längst keine Grafen mehr gab, wohnten die salzburgischen Pfleger im Markt und hatten auch dort ihr Amtsgebäude.

Der Saumweg am Schloß Weihenstein vorbei über die Steinerbauten war sehr beschwerlich und für einen regeren Verkehr durchaus ungeeignet. Eine Straße dort anzulegen, wo die jetzige Autosstraße durch die Lublas und die Klamm führt, wäre in der alten Zeit wohl kaum möglich gewesen, sie erforderte große Felsstrennungen, die man damals noch nicht kannte. Zwar bestand seit uralter Zeit der Saumweg von Sedlach an der Dürrburg vorbei über Gruben ins Lauerntal. Der bedeutet aber von Mattrei aus einen mehrkündigen Umweg, es war daher naheliegend, einen Weg über den Hügel von Prosegg zu suchen. Tatsächlich hat auch ein solcher Weg bestanden und zwar oberhalb der Annatabelle und des jetzigen Weges und dann steil herunter gegen die hangende Brücke zu. Der Weg unmittelbar an der Annatabelle vorbei ist viel jünger. Diese Weganlage über den Prosegghügel war gewiß, sobald sie einmal bestand, viel härter begangen als die über die Steiner Höfe. Trifft dies zu, war für die damalige Zeit die Notwendigkeit gegeben, den Weg militärisch zu sichern, dann muß sich dort ein Hinweis auf eine Befestigung finden. Tatsächlich heißt am oberen Ende der Grundstücke des Größerbauernhofes in Prosegg eine Stelle, die „Größer Burg“ und ist oberhalb der Annatabelle ein Gupf, der nach Lage und rechtsgängigem Zugang sehr Burgverdächtig ausseht.

Daß diese Straße über Prosegg und Rundscher sehr alt ist, beweist nicht nur die Art ihrer Anlage und Pflasterung sowie die Befestigung auf der Rundscher, sondern auch der Umstand, daß sich seinerzeit die Sage ihrer bemächtigt hat. Im Steinstück vor der Pestkapelle, wo die großen Steinhöcker des Rabenkopfpflasters gewiß unzählige läßliche Sünden durch die Güte der damaligen Säumerführer betrugten, erzählte ihnen die tröstliche Sage, daß einem solchen Säumer einmal sein Hof

einen Karfunkelstein aus dem Pflaster her austreten und ihn dadurch reich und glücklich machen werde.

Am der alten Straße unweit des Bischingerhofes stand ein riesiger gegenbelegter Lärchbaum. Dort pflegte der Sage nach, in alter Zeit der Teufel zu sitzen und auf Opfer zu lauern, bis man am Baum ein Kreuzfig anbrachte und so dem Bösen seinen Stammsitz verleitete. Jetzt ist der alte Baum nur mehr ein niedriger moedender Stumpf und das Kreuzfig hängt an einem jungen Baum der neuen Straße. Etwas weiter vom Bischingerhofe liegt, gleichfalls an der alten Straße, ein ganz auffallendes Steingebälde. Dort soll, als der hl. Bischof Rupert vorüberging, der Teufel einen ungeheuren Felsblock herunterstoßen haben, um den Bischof zu zerfummern. Der hl. Rupert aber bückte sich, ergriff einen großen Kugelstein, der dort am Wege lag, warf ihn dem herunterrollenden Felsblock entgegen und trieb den Teufel durch ein Kreuzzeichen. Heute noch liegt der Felsen auf dem Kugelstein und ist höchst merkwürdig anzusehen.

Weiter drinnen im Lauerntale heißt ein Weiler auf der Kurze Raneburg. Ich bin wiederholt hingefahren, um nach einer Burg zu suchen, doch ist dort keinerlei Anhaltspunkt für eine solche zu finden. Die Einheimischen sagen übrigens nicht „Raneburg“, sondern „Raneber“. Vielleicht hat auch da, wie so oft, irgend ein militärischer Karrenzeichner sich gewacht, Raneber bedeutet nichts, wird wohl eher Raneburg heißen und so ist dann aus Raneber Raneburg geworden, gerade so wie aus Golderet — Goldriet.

Das schwierigste, aber vielleicht interessanteste Problem des Mattreier Tales bietet der Weiler Weiler mit der uralten, herrlichen St. Nikolauskirche. Daß das Hügelland von Michl, Weier und Ganz seit der ältesten Vorzeit immer besiedelt war, ist nicht zu bezweifeln, es wurden dort ja auch zahlreiche Zufallsfunde gemacht. Wissenschaftliche Grabungen sind jedoch bisher nicht erfolgt, obwohl sie gewiß sehr wertvolles historisches Material liefern würden. Die höchste Erhebung dieses Abschnittes ist der Guggenberg mit dem Lufasserkreuz. Der einzigartige Aussichtspunkt, der jetzt das Lufasserkreuz trägt, wird wohl auch schon ein heidnisches Heiligum getragen haben. Burg war dort gewiß keine. Sehr merkwürdig und im höchsten Grade interessant ist hingegen der Hügel, der sich unmittelbar über der Kirche von St. Nikolaus erhebt. Er fällt nach allen Seiten hin steil

ab, bietet freien Ausblick und beherrscht die Gegend. Ich weiß mich noch zu erinnern, wie erzählt wurde, daß hoch ober St. Nikolaus, in der Woiwegg, ein heidnisches Heiligtum des Lichtgottes gewesen sei; das heidnische Hauptheiligtum der ganzen Gegend habe sich aber auf dem Hügel über der jetzigen St. Nikolauskirche befunden. Dort seien sogar Menschenopfer dargebracht und die Leichen dieser Opfer dann über den Hügel heruntergerollt und an der Stelle der jetzigen Kirche beerdigt worden. Der letzte Überrest aus der heidnischen Zeit sei die sogenannte Höhenfäule, die sich jetzt im Innsbrucker-Landesmuseum befindet. Nun, ganz so war es gewiß nicht — aber einen Kern wird auch diese Sage wohl enthalten. Ich habe den Hügel oft bestiegen und wißbegierig gemustert. Etwas war ja alter Zeit ganz sicher dort oben — ob eine Befestigungsanlage oder ein Heiligtum, müßte der Spaten des Wissenschaftlers entscheiden. Gebirgs- und Felscherben sind um die Kirche herum gefunden worden. Die abgeplatteten Hügel von Bichl, wo auch der Römerstein gefunden wurde, trugen gewiß uralte Siedlungen; vom Klauswald über den Hochstein und Bichl dürfte ein alter Saumweg unter St. Nikolaus vorbeigegangen sein. Was die Kirche von St. Nikolaus selbst anbelangt, so hat schon Pfarrer Maister gemeint, es sei merkwürdig, daß dort eine so große schöne Kirche erbaut wurde, obwohl sie gewiß niemals Pfarrkirche war. Vielleicht läßt sich an Hand der Sage dafür eine Erklärung finden, die freilich auf letzterlei wissenschaftliche Grundlage Anspruch erheben kann. Möglicherweise war dort in grauer Vorzeit ein ganz besonderes heidnisches Heiligtum, ebenso wie vermutlich in Obermauern. Dann wäre es auch erklärlich, warum dort und in Obermauern so große Kirchen gebaut wurden, obwohl sie nie Pfarrkirchen waren. Ähnliche Beispiele gibt es auch im benachbarten Kärnten. Auch dort stehen auf den alten Stätten besonderer heidnischer Heiligtümer große Kirchen wie z. B. am Danielsberg bei Kolbnitz, auf dem Ulrichsberg, dem alten mans carantanus, dem Magdalensberg, wo jetzt große Ausgrabungen vor sich gehen, dem Laurenziusberg usw.

Vermutlich war es so, daß, als in unserer eigenen Heimat im 12. Jahre die Missionierung der heidnischen Bevölkerung einsetzte, nicht nur eine Grafenburg, die das Tal beherrschte, gebaut wurde, sondern auch an Stellen der alten heidnischen Heiligtümer Kirchen, wie eben St. Nikolaus. Schon die Bauart der Kirche von St. Nikolaus, die Unterkirche, die Ambonen statt der Kanzel sprechen für ihr hohes Alter. Die kunstreich hochwertigen Fresken weisen auf die von Konstantinopel beeinflusste Salzburger Schule um 1200 hin.

Etwas ist damit freilich nicht geklärt. Eine dem hl. Nikolaus geweihte Kirche kann nicht weiter als bis 1200 zurückgehen, weil die Verehrung des hl. Nikolaus erst um diese Zeit aus Kleinasien über Stalien zu uns kam. Die sogenannte Höhenfäule, die sich, wie gesagt, gegenwärtig im Landesmuseum zu Innsbruck befindet und früher außen am Kircheneingang angebracht war, ist jedoch allem Anschein nach noch älter. Die Säule ist mit Flechtornamenten geziert, einer Kunstart, die man früher der germanischen Welt zuschrieb und jetzt der Zeit der Karolinger, der Franken Kaiser. Dann würde die Säule aus einer Zeit stammen, wo die Bevölkerung des Matriertales noch nicht katholisch war und dies würde den Namen Höhenfäule erklären. Auf das hohe Alter der Kirchensiedlung weist auch der Bauernhof hin, der unmittelbar unter der Kirche steht. Er heißt beim „Stabiner“, d. h. beim Slavon. Der Name stammt also aus der Zeit, wo es im Tale noch Slavon gab, wenn auch nicht gerade in der Mehrheit, sondern nur mehr vereinzelt, und man daher den Hof, wo noch einer hauste, zum Untersatz von den andern, nach dieser Volkszugehörigkeit des Eigentümers benannte.

Damit ist unsere Betrachtung im Matriertale beendet. Sie ist etwas breit ausgefallen und von den Burgen abgelenkt, aber wenn das Herz voll ist, geht das Tintenfaß über. Es sollte auch gar keine streng wissenschaftliche Arbeit sein, sondern nur ein Fortschreiten auf dem Wege, die die unvergeßliche, um Matriert so hochverdiente Frau Rosa Ghedina, die ja auch keine zünftige Historikerin war, gegangen ist. Viel hat

mir feinerzeit mein Vater erzählt, aber wie junge Leute schon sind — aufgeschrieen habe ich nichts, vergessen weltweit aus das meiste.

Zweifellos birgt Matriert und seine Umgebung eine reiche Fülle von geschichtlichen Forschungsmöglichkeiten, zweifellos wäre es hochinteressant und lohnend, ein paar Spatenstiche am Kreuzbichl, am Klausbichl, am Stabstein und in St. Nikolaus zu riskieren, um nachzusehen, was da herauskommt. Vielleicht liegt unter dem Kreuzbichl wirklich die älteste Pfarrkirche, vielleicht gar aus der Zeit, in der die Slaven christianisiert wurden oder ein noch älterer Bau.

Die Gegend von Matriert war ja viel früher besiedelt, als man das bei einem so rauhen Gebirgstale annehmen sollte. Hier durch ging nicht nur einer der wichtigsten Übergänge über die Tauern, in den Bergen wurde schon in vorgeschichtlicher Zeit nach Edelsteinen und Kristallen gesucht und nach Erzen geschürft; viele Zufallsfunde weisen auf Erzbergwerkstätten hin, es finden sich auch zahlreiche Stollen und auch mehrfach Namen, wie „Knappengruben“ am Laßforling, südlich von Obermauern das slawische „Rudnik“, auf deutsch „Erzberg“ und andere, die auf alte Bergbau zurückgehen.

So ist das Matriertale Tal nicht nur wunderschön, wie wir das eingangs feststellten, sondern auch geschichtlich, geologisch und mineralogisch äußerst interessant.

Wir wollten hoffen, daß es in absehbarer Zeit gelingt, die fachwissenschaftliche Forschung für unser Heimatland zu getrieben.

## Der berühmte Lienzer Arzt Dr. von Best

Von Dr. Rudolf Branichstaeden-Czerwa

Im Jahre 1704 kam der Magister Johann Georg Best als Apotheker nach Lienz. Er war als Sohn des Gastwirtes Georg Best am 30. Mai 1676 in St. Michael bei Davls (Südtirol) geboren, studierte Pharmacie und, weil damals die Apotheke in Lienz gerade frei war, übersiedelte er dorthin, erwarb dort 1715 das Bürgerrecht und wurde dort 1717 Ratmitglied. Johann Georg war in 1. Ehe mit Dorothea von Freising-Michach (gest. um 1714), in 2. Ehe mit Susanna von Wagers zu Kor (geb. in Kiens-Schönegg, gest. um 1772) vermählt. Von seinen beiden Kindern wurde Franz Georg Best (geb. am 5. April 1718) Apotheker in Lienz, wo er die Anna Maria Peimner ehelichte; Lorenz Best wurde Arzt.

Lorenz Christoph von Best, Sohn des Johann Georg, geb. am 21. Oktober 1720 in Lienz, studierte zunächst die

Rechte, dann Theologie und schließlich Medizin. Nach Erwerbung des Doktorgrades (1740) blieb Lorenz nur zwei Jahre in Lienz, dann reiste er nach Rom und wurde, nach Lienz heimgekehrt, praktischer Arzt in Lienz. Aber schon 1746, also im Alter von 26 Jahren, ernannte man ihn zum Landschafts-Syndikus von Klagenfurt. Er verließ nun endgültig die Heimat, nur im Sommer besuchte der „Doktor Absch“, wie ihn die Lienzer nannten, seinen Geburtsort.

Durch seinen Vetter, den berühmten Arzt Gerard van Swieten (1700 bis 1772), Leibarzt der Kaiserin Maria Theresia, angeregt, gründete Lorenz Best die medizinische Lehranstalt in Klagenfurt, wurde dort Professor der Anatomie, führte 1768 die Amputation im Kärnten ein, verlegte die Friedhöfe außerhalb der Ortschaften, und legte die verfallenen Stadtgräben in Klagenfurt

troffen. Die damals in Klagenfurt weilende Erzherzogin-Äbtissin Maria Anna (1738 bis 1789), Tochter der Maria Theresia, ernannte Lorenz West im April 1781 zu ihrem Leibarzt und erwarbte für ihn, von ihrem Bruder Kaiser Josef II. am 24. April 1787 die Erhebung in den Adelsstand. Im Jahre 1773 wurde Lorenz auch Protonotarius (Oberster Sanitätstschef) von Klagenfurt.

Dr. Lorenz von West, der dreimal verheiratet war, starb am 16. Jänner 1789 in Klagenfurt. Seine große Nachkommenchaft ist im „Genealog. Taschenbuche“ (Wien, 1927, Stratoiva) verzeichnet. Die West sind in Tirol nicht mehr anständig, sie verzweigten sich nach Kärnten, Krain, Niederösterreich, Mähren, Ungarn und Venezuela. In Ungarn wurde Hofrat Eduard von West am

21. Jänner 1914 in den ungarischen Freiherrnstand erhoben.

Ein Sohn unseres Lorenz Christoph von West, Dr. Lorenz der Jüng., geb. am 19. November 1776, in Klagenfurt, gest. am 15. Dezember 1840, in Graz, wurde, wie der Vater, Protonotarius, aber in Graz. Die Familie von West blüht heute noch im Mannesstamme.

## Der Tiener Nationalrat 1918—19

Von Professor Josef Walder

Der Tiener Nationalrat ist mit dem Namen Heinrich Susse aufs innigste verbunden. Landtagsabgeordneter Dipl. Ing. Oberbaumeister Susse wurde während des 1. Weltkrieges zum Chef des Heizhauses in Tieng ernannt.

Susse hat die Geschichte des Tiener Nationalrates geschrieben. Seinen Aufzeichnungen, die mit die Gemahlin des verstorbenen Ingenieurs zur Verfügung gestellt hat, entnehme ich die folgenden Darlegungen.

Susse kam aus dem heutigen nationalen Lager und wurde deswegen im Tiener Heizhaus mit Mißtrauen betrachtet. Er schreibt: „90 % des Personalstandes von fast 900 Menschen war mir politisch feindselig gestimmt.“

Susse war kein nationaler Fanatiker. Er konnte mit Menschen anderer Weltanschauung, anderer politischer Einstellung lebenswürdig und verstehend verkehren. Ich, der damalige Katechet von Tieng, erinnere mich noch mit Vergnügen an die vielen Stunden, die ich mit Susse debattierend verbrachte. Nie kann ein scharfes, verletzendes Wort aus seinem Munde. Er war immer für ein Zusammenarbeiten der christlichen, der nationalen und der sozialistischen Partei.

Um die Heizhausleute zu gewinnen, fasste Susse den Plan, seinen Heizhausleuten zu helfen. Für bestimmte Leistungen wurden verschiedene Subsidien gewährt. Ungläubig lassen die Bediensteten die 1. Kundmachung. Fast ungläubig hielten die ersten das Brot in den Händen. Als auch die nächsten Tage alle Versprechungen eingehalten wurden, meldete sich niemand mehr wegen Hungers krank. Im Heizhaus vollzog sich ein Wunder. Die vielen vorhandenen Reibungsflächen verminderten sich von Tag zu Tag.

Immer reibungsloser wickelte sich der innere Betrieb ab. Das Heizhaus hatte auch einen militärischen Leiter. Auch der war mit Susse zufrieden, weil auch für ihn die Schwierigkeiten sich zusehends verminderten. Auch für die Kriegsgefangenen, die bei der Bahn schwere Arbeit leisten mußten, sorgte Susse. Die Gefangenen, die Kohlen ausladen muß-

ten, drängten sich zu dieser Arbeit, weil sie einen Brotzuschuß bekamen. Auch für eine bessere Unterkunft der Gefangenen konnte Susse sorgen.

War im Anfang das gesamte Personal aus politischen Gründen dem Ing. Susse feindselig gesinnt, so schlug diese Gesinnung bald ins Gegenteil um, besonders als sich der Heizhauschef für Männer, die ihm politisch feindselig gesinnt, die aber tüchtige Bedienstete waren, erfolgreich einsetzte.

Der Gesinnungsumschwung im Heizhaus hatte die Folge, daß der Chef von allen möglichen Seiten um Rat und Hilfe angegangen wurde. Der Einfluß Susstes wuchs zusehends. Susse sprach nie von politischen Verbindungen, weil er sie gar nicht hatte, aber die Leute glaubten fest, daß hinter Susse einflußreiche Menschen stehen mußten. Das verschaffte ihm große Achtung bei allen Ämtern und brüchigen militärischen Dienststellen. Wiederholt wurde Susse gegen seinen Willen gezwungen, an der Spitze großer Deputationen bei der Bezirkshauptmannschaft als Wortführer aufzutreten, also in einer Rolle, die gar nicht in seine öffentliche Dienststellung hineinpaßte.

Aus den Erzählungen heimkehrender Soldaten konnte man immer deutlicher erkennen, daß die militärische Lage an der italienischen Front durch Hunger sich Tag für Tag verschlechterte. Die Möglichkeit eines Zusammenbruchs rückte immer näher heran. Susse hielt sich damals vor Augen, daß das enge Drahtal und die eingleisige Eisenbahn einen plötzlichen, ungeordneten Rückzug nicht auffangen könne. Susse machte sich an die Stadtverwaltung heran und ersuchte, die Stadt möge Vorsorge treffen und sich nicht vom militärischen Zusammenbruch überraschen lassen.

Eines Tages kommt von Toblach die telefonische Meldung: „Feindliche Flieger fliegen Richtung Tieng.“

Die Lokomotiven in Tieng geben Fliegeralarm. Ein Schrei! Sie kommen. Aber merkwürdig, die Flieger nehmen nicht Richtung Tieng, sondern Richtung Villach. Die Kärntner werden ver-

ständigt. Da meldet sich wieder Toblach: Die Flieger sind Osterreich.

Die Front ist zusammengebrochen.

Susse erhält eines Morgens die Meldung: Die italienischen Kriegsgefangenen sind davongelaufen. Die Lokomotiven können nicht mehr mit Kohle ausgerüstet werden. Jetzt muß die militärische Bewachung her. Die ist auch davongelaufen. Bald kommt die schwerwiegende Mitteilung: Auch die militärischen Eisenbahner melden sich nicht mehr.

Der Verkehr auf der Eisenbahn stockt sich noch wie üblich ab. Am nächsten Tage verändert sich das Straßenbild: Schon morgens durchjellen Last- und Personautos die Stadt in Richtung Kärnten.

Jeder Kraftwagen war beladen mit Lebensmitteln, Mehl, Zucker, Schokolade, Hühner etc. etc., waren aufgepackt.

Die Art des Rückzuges betraf, daß alle Ordnung und Disziplin zusammengebrochen war. Was die Soldaten mitführten, war nicht Privateigentum. Wenn die Soldaten mitnehmen konnten, was ihnen wertvoll und wichtig erscheint, dann kann es die Zivilbevölkerung auch. Dieser Gedanke verdrängte sich mit Windeseile. Nachmittags begannen bereits die Plünderungen. Der Tiengerhof war das erste Ziel, Menschen, die noch vor einer Stunde ein Muster von Ordnung, Besonnenheit und Ruhe waren, gebärdeten sich wie besessenen. Die Lebensmittel wurden vielfach bei den Fenstern herausgeworfen. Staubwolken von geplatzten Meßsäcken umhüllten das Gebäude. Niemand war da, der diesem Treiben Einhalt gebieten oder wenigstens die Verwüstungen hätte verhindern können.

So dauerten die Plünderungen bis in den Abend hinein. Auf den Straßen wurde ein schraumhafter Handel mit den Soldaten getrieben. Wie schon oben erwähnt, waren die italienischen Kriegsgefangenen samt ihrer militärischen Bewachung davongelaufen. Auch die zugezogenen militärischen Eisenbahner hatten sich empfohlen. Die Lage im Heizhaus

gestaltete sich dadurch äußerst kritisch, während die Fahrleistungen stiegen, sank der Personalstand tief unter den dringendsten Bedarf. Kohlenwagen konnten nicht mehr entladen, die Lokomotiven nicht mehr mit Kohlen befeuert werden. In allen Zweigen des Holzhausbetriebes rissen die fehlenden militärischen Eisenbahner unersehbare Lücken.

Vom Wälscharbeiter bis zum Lokomotivführer hatten nun alle noch vorhandenen Bediensteten das Bestreben, in diesen Tagen das Letzte im Dienste herzugeben.

Der Tauschhandel auf den Straßen, das gegenseitige Überbieten und Bestehlen wurde von Stunde zu Stunde ärger. Niemand war in den Wohnungen. Endlich war die seit Jahren herbeigesehnte Gelegenheit gekommen, sich satt zu essen und Vorräte zu sammeln.

In dieser Zeit des wüstensten Treibens meldete sich kein Elenzer Eisenbahner krank. In dieser Zeit, wo es keine Obrigkeit, keinen Richter, keine Polizisten und Gendarmen gab, erfüllten die Eisenbahner ihre gerade in diesen Tagen schweren Pflichten. Sie eilten durch die feilschende Menge ihrem Dienst zu und halfen so mit, eine Katastrophe vom Elenzer Bezirk abzuwenden.

Noch haben die zu Fuß zurückziehenden Soldaten den Elenzer Bezirk nicht erreicht. Die Eisenbahn konnte noch den Mangel der Stappe bewältigen. Noch immer fanden die wie besessenen nach Haus Eilenden auf einem Wagentisch oder Trittbrett ein Plätzchen. Wehe, wenn aber die Front den Bezirk erreicht! Jeder Eisenbahner hatte daher das instinktive Empfinden, daß er alles aufbieten müsse, um den Abtransport der Soldaten zu ermöglichen. Jeder sagte sich, daß die Gefahr für alle Elenzer enorm groß wäre, wenn die große Masse der Soldaten Elenz erreichen würde und keine Lebensmittelmagazine vorfinden würde, die den Hunger stillen könnten.

Die Eisenbahner machten für alle Mängel in der Lebensmittelversorgung den Bezirkshauptmann verantwortlich und eine Abordnung von Eisenbahnern unter der Führung des Stationsvorstandes des Preschtern legte dem Bezirkshauptmann nahe, er möge seinen Posten niederlegen. Was der Bezirkshauptmann auch tat. Er fuhr mit dem nächsten Zug von Elenz fort.

Nun war kein militärisches Kommando und keine zivile Gewalt mehr in Elenz.

In Tristach, an den Toren von Elenz, war ein großes militärisches Lager. Kaum waren die ersten Befehle des Zusammenbruches da, brach auch die Ordnung im Lager zusammen.

Die im Lager befindliche Hondebarillerie hauste barbarisch. Die Pferde wurden erschossen, die Sättel zerschunden. Alles wurde zerstört. Baracken wurden angezündet. Geschossen wurde, als ob eine Schlacht im Gange wäre. Alles war froh, als die Leute endlich zum Bahnhof zogen und mit dem nächsten Zuge abführten.

Nachrichten über Plünderungen mehten sich. Lodisch und Sannchen waren von Soldaten überfüllt. Einem Bosnien-Regiment, das vom Rusterthal herunter kam, eilten schauerliche Gerüchte über Gewalttaten voraus. Die Kavine, die sich gegen Elenz wälzte, wurde stündlich größer. Ing. Oberbaurat Suske war Tag und Nacht bemüht, Büge zusammenzustellen, um die Soldaten nach Osten abzuschleppen.

Als Suske einmal von Sannchen zurückkehrte, traf ihn die Einladung des Elenzer Bürgermeisters Rohrachner, an einer dringenden Besprechung im Rathausaal teilzunehmen.

In dieser Besprechung, die der Herr Bürgermeister Rohrachner leitete, nahm eine große Anzahl von Personen (etwa 20) teil, die zum Großteil beim Ing. Suske unbekannt waren.

Alle Anwesenden standen unter dem tiefen Eindruck der stündlich wechselnden Ereignisse.

Herr Bürgermeister Rohrachner wies darauf hin, daß der Bezirkshauptmann abgereist sei, daß der Bezirk Elenz ohne Verfassung mit Zwangsdruck und Wien und daher auf sich selbst angewiesen sei. Der Zusammenbruch verlange dringend die Lösung von Aufgaben, die über seinen Wirkungsbereich als Bürgermeister hinausgehen. Er schlug daher die Bildung eines Nationalrates für den Bezirk Elenz vor. Er empfahl der Bevölkerung, Ingenieur Oberbaurat Suske, den Chef des Holzhauses, zum Vorsitzenden des Nationalrates zu wählen.

Die Anwesenden hörten stillschweigend diese Ausführungen und nahmen einfach diesen Vorschlag zur Kenntnis, ohne sich dafür oder dagegen zu äußern.

Ing. Suske war früher von diesen Absichten nicht verständigt worden. Er nahm aber nach kurzer Überlegung das angebotene Amt an. So entstand der Nationalrat Elenz.

Ing. Suske war jetzt vier Monate lang in Elenz. Er kannte weder Land noch Leute. Die bäuerliche Bevölkerung war irgendwie mit Mißtrauen gegen Suske erfüllt, denn Suske war kein Einheimischer, sondern ein Zugereister. Es wäre damals den Versammelten gar nicht im Traume eingefallen, dem Ing. Suske ein so verantwortungsvolles Amt anzuvertrauen, wenn nicht die Not der Zeit gedrängt und nach einer Führung verlangt hätte.

Der Führer war da, aber was soll der Führer machen? Der Führer muß eine Macht hinter sich haben. Mit den fünf Polizisten war nichts anzufangen. Der Gendarmenstande nur wenige Mann zur Verfügung.

Die wichtigste Aufgabe des Nationalrates mußte darin bestehen, das Durchströmen des Militärs möglichst zu erleichtern und die noch vorhandenen Lebensmittel zu sichern.

(Fortsetzung folgt.)

## Über Orgel und Kirchenchor von 1600—1900 in Außervillgraten

4. Teil

Von J. Obbrugger

3. Die Dienste: Mesner, Schullehrer, Organist und Gesangslehrer müssen immer nur in einer Person vereint sein. Es steht keiner Partei frei, einen dieser Dienste ohne den anderen zu vergeben, anzunehmen, zurückzugeben.

4. Diese Dienste sollen, wenn irgend möglich, einem Gliede hiesiger Gemeinde verliehen werden; ein hiesiges Gemeindeglied hat, wenn nicht ganz gewichtige Gründe dagegen stehen, vor allen übrigen Bewerbern den Vorzug.

5. Der gesetzlich bestellte Mesner und

Schullehrer steht in die Dienste eines Organisten und Gesangslehrers ohne höhere Verhandlung.

6. Der nach Nr. 3 und 5 angestellte Organist kann gegen seinen Willen nicht seiner Dienste enthoben werden, außer im Falle:

a) unheilbaren Unvermögens zur Erfüllung, wenn auch nur eines seiner Dienste; darüber entscheidet der Arzt.

b) eines solchen Umstandes, daß er nach den bestehenden Gesetzen zur Aus-

übung des Schullehrerdienstes nicht mehr befähigt wäre.

Bei zeitweiligem Unvermögen zur Versorgung seiner Dienste kann der Organist vor sechs Wochen nicht verhalten werden, für Prostitution des Organisten- und Gesangslehrerdienstes auf seine eigenen Kosten zu sorgen.

Will der Organist außer den sub a und b aufgeführten Fällen seine Dienste niederlegen, so kann eine einjährige Aufkündigungszeit verlangt werden; aber die Dienste müssen von ihm bis zum Ab-

laufe dieses Aufstufungsjahres fortgesetzt werden.

7. Man wünscht, daß diese Nr. 6 immer im Geiste gegenseitiger Billigkeit und Rücksicht ausgelegt und angewendet werde.

8. Der Organist ist verpflichtet, die Orgel bei allen bezüglichen Vor- und Nachmittagsgottesdiensten zu spielen.

9. Der Organist bezieht als Jahreslohn 40 fl. R. W. oder 35 fl. österr. W. aus den Mitteln der hiesigen Kirche. Dafür gibt die Gemeinde aus ihren Mitteln der Kirche 1000 fl. R. W. oder achthundertsechzigfünf Gulden österr. W. mit Schuldbrief vom 15. April 1862, Nr. 131, Fol. 254. Dieses Kapital soll mit dem übrigen Kirchenvermögen vereinigt und von der Kirchenverwaltung als Kirchengut verwaltet werden. Auf weitere Bezüge hat der Organist keinen Anspruch.

10. Der Calcant erhält als Jahreslohn jährlich 8 fl. R. W. oder sieben Gulden österr. W. aus den Mitteln der Kirche mit Bewilligung des f. b. Ordinariats Brigen vom 3. Juli 1862, Nr. 1808. Auf weitere Bezüge hat der Calcant keinen Anspruch.

11. Die Singschule muß gehalten werden durch das ganze Jahr an allen Sonn- und Festtagen, mit Ausnahme der höchsten Festtage, wenigstens jedesmal 1 1/2 Stunden. Während der Dauer der Werktagsschule noch außerdem dreimal in der Woche eine Stunde.

12. Für das Halten der Gesangsschule erhält der Gesangslehrer als Jahreslohn 20 fl. R. W. oder 17 fl. 50 kr. österr. W. aus den Kirchenmitteln. Dafür gibt die Gemeinde aus ihren Mitteln der Kirche 500 fl. R. W. oder 437 fl. 50 kr. österr. W. mit Schuldbrief vom 15. April 1862 Nr. 131, Fol. 254. Dieses Kapital soll mit dem übrigen Kirchenvermögen vereinigt und von der Kirchenverwaltung, weil der Kirche Eigentum, verwaltet werden. Wird keine Gesangsschule gehalten, so fällt die für den Gesangslehrer bestimmte Summe der Kirche zurück.

13. Aus den Mitgliedern der Gesangsschule werden die Kirchenjäger ausgewählt.

14. Diese werden gewählt und entfernt vom Organisten mit Einverständnis und Einverständnis des Seelforgers.

15. Die Kirchenjäger sind verpflichtet, nach Möglichkeit bei allen Gottesdiensten, bei welchen ihr Gesang erforderlich ist, mitzuwirken.

16. Die Kirchenjäger beziehen:

a) Besoldung und Stiftungsverträge, wie solche in der letzten Kirchenrechnung angegeben sind.

b) Das nach der Stolordnung bemessene Entgelt bei anberlangten Gottesdiensten.

c) Zwei Drittel des Entgeltes

beim Sterbsingen. Die Entgelte, ausgeführt sub a, bezahlen die Kirchpropste; die sub b genannten Summen wird der jeweilige Seelforger anmit gebeten einzulösen und auszusuchen;

Die sub c genannten, sammeln sich die Kirchenjäger selbst. Bei der Verteilung des Entgeltes für die Kirchenjäger seien folgende Grundsätze maßgebend:

a) man vermale zu große Zersplitterung des Entgeltes;

b) man berücksichtige bei der Verteilung den Fleiß, die Entfernung von der Kirche und die Leistung des Gesanges.

17. Wenn außer dem Organisten keine Sänger sein sollten, so verfallen von dem betreffenden Einkünften die sub a und b aufgeführten Gebühren der Kirche, die sub c aufgeführten fallen von selbst weg.

18. Die Orgel ist Eigentum der Kirche. Vorkommende Reparaturen muß die Kirche selbst bestreiten. Es bleibt ihr jedoch unabwehrlich, die Privatwohntätigkeit einzelner anzusehen.

19. Nach Annahme und Bestätigung von Seite der hohen Vorgesetzten tritt diese Urkunde in Wirksamkeit.

Unterschiedet ist die Urkunde von Curat Andrea Scheib und den oben erwähnten Gemeindevätern und sie ist auch mit dem Sig. Curatie Auserillgraten und dem Vertrauensbildnis versehen.

Randbemerkung: Gegenwärtiger Stiftungsentwurf wurde dem Hochwürdigsten Herrn Ordinarius vorgelegt, genehmigt, vom hohen Landtage 1863 verhandelt und bewilligt.

Auch dem Blasbalgretter wurde die nötige Aufmerksamkeit zu Teil. Gehalt des Calcanten und Stiftungskapital für den Organisten.

F. B. Ordinariat, Brigen, Nr. 1808, Brigen, 7. Juli.

An das F. B. Dekanal-Amt zu Sarnchen.

Auf ein vom Herrn Curaten von Auserillgraten, Andrea Scheib, unter dem 27. v. Mts. unmittelbar hieher gestelltes Ansuchen, ist demselben zu eröffnen, daß die Betreuung des Calcanten mit jährlichen 7 fl. österr. W. aus den Kirchenmitteln bewilligt, die Aufnahme der 1500 fl. als Stiftungskapital des Organistengehaltes in das Kirchenvermögen aber nur unter der Bedingung genehmigt werde, daß dasselbe fortwährend als solches evident gehalten und in der Kirchenrechnung ausdrücklich bezeichnet, und daß dem Kirchenvermögen die Haftung dafür nicht aufgebürdet werde.

Amberg, Prov. Kärnten.

F. B. Ordinariat, Brigen, am 3. Juli 1862.

Der Pfarrchronist berichtet zum Orgelbau: Schon vor etlichen Jahren

haben mehrere Bauern den Wunsch ausgesprochen, eine Orgel zu bekommen, da bisher nur der gewöhnliche Bauerngeknag bei den Ämtern zu hören war, mit Ausnahme der höchsten Festtage, wo die ganze Harmoniemusik auf dem Chor Lärm machte. Der Wunsch gefiel dem Curaten und bekam Aussicht auf Verwirklichung, als die Gemeinde vom abgebrannten Walde ein schönes Geld löste. Es wurde von Gemeindevorstand beschloffen von diesem Gelde soviel zu verwenden, als zur Herstellung der Orgel und zur Stiftung des Organistengehaltes benötigt würde, und die Orgel bei Herrn Weber in Oberperuf bestellt. Unterdessen standen „Protestanten“ auf, die gegen die Verwendung der Gemeindegelder zu dieser Zwecke unter dem Vorwande, wenn die Gemeinde das ganze Vermögen verbleibt, würden alle steuerfrei, d. h. aus den Zinsen derselben könnte für die ganze Gemeinde die Steuer gezahlt werden. Es gab eine große Aufregung und böllige Fehdschriften, die besonders bei der eben vorzunehmenden Gemeindevwahl sich zeigte, die aber doch orgelfreundlich ausfiel. Dann wurde eine Abstimmung aller Steuerträger veranstaltet, die auch zu Gunsten des Orgelbaues ausfiel. Ebenso hat auch der Landesausschuß die Bewilligung zur Verwendung des Gemeindegeldes erteilt.

Er kamen endlich im Herbst 4 Orgelbauer, die dann circa 2 Monate im Winterunterdache arbeiteten, so daß noch im Jahre 1863 die Orgel in der Kirche erklang.

Nachträglich suchten noch die „Protestanten“ durch den Landtagsabgeordneten Rüd von Stenz bei dem versammelten Landtage es zu hindern, daß die vom Landesausschuß erteilte Bewilligung betreff des Geldes nicht genehmigt werden sollte, was aber begeistert-erwieslich mißlang.

Von diesem Geld wurden 1700 fl. RM. für die Orgel selbst verausgabt, 1500 fl. RM. zur Stiftung des Organisten gewidmet, aus deren Zinsen 40 fl. RM. derselbe für das Orgelspiel bei jedem Amte, ohne jede andere Gebühr 20 fl. RM. als Gesangslehrer erhalten sollte; mit dem Zufuge, daß letztere 20 fl. der Kirche verbleiben, wann keine Gesangsschule gehalten würde.

Unterdessen wurden die früheren „Singer“ zum Gesang auf Noten abgerichtet; ebenso auch Kinder aus der Werktagsschule als Nachwuchs, der man bald brauchte. Denn als man letztere zur besseren Ausbildung zu den alten Sängern aufs Chor stellte, stellten die Sopran- und Altjägerin und man mußte sich mit den jungen Knäbter durchsetzen. Auch das Gebläse der Harmoniemusik hatte auf dem Chor ein Ende.

(Fortsetzung folgt.)